

## Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Durch das Dörfchen Furtmühlbach zog sich in einer langen schwarzen Schlangenlinie das Leichenbegängnis. Voraus ging der Dorfschulmeister mit einer Schar Kinder. Die Knaben in ihren besten Sonntagsmonturen, die Mädchen in langen, schwarzen, oder schwarzgestreiften Röcken. Sie sangen langsam gehend einen Choral, zweistimmig. Auch der Schulmeister sang. Mit angenehmem tiefem Tenor assistierte der alte Herr die jungen hellstimmigen Kehlen. Die alten Männer trugen auf einem Schragen den Sarg, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt und auf allen Seiten mit schwarzen Behängen war. Hinter diesem schritt ernst und würdig der Pfarrer. Ein kurzer Zwischenraum bezeichnete, daß

selbst. Sie reihten sich ein je nach Alter und Geschlecht. Der Lisbeth war es heute ganz besonders andächtig zumute. Schien doch der Tod des alten Mannes dazu angetan, so ganz den Kummer und das Leid aus ihrem jungen Leben zu wischen. Heute wollte sie nach der Predigt auch zum Grabe ihrer Mutter gehen und beten. Der Vater, als Gleichaltriger und Schulkamerad zum Brenner, ging unter den Sargträgern.

Langsam schlängelte sich der Zug zum Friedhof hin. Dieser lag klein, ein lieblicher Gottesacker, linksseitig der Straße, die durch ein kleines Tal zur Oberamtsstadt führt, in einem dichten Kreis von Akazien, Trauerweiden und großen, schattigen Kastanienbäumen. Unter einem dieser Bäume, am nächsten der Straße, stand im schützenden Schatten ein großer, breitschultriger Mensch, blaß, in heftiger Erregung. — Es war Martin Ohwald.

Nur fünf Stunden waren vergangen, seit dem Nichtsahnenden seine Kerkertüre sich öffnete zur goldenen Freiheit.

Beinahe höflich hatte ihn heute vormittag der wortfarge Gefängniswärter er sucht, mitzukommen zum Herrn Direktor. Und hier wurde es ihm eröffnet, das unerhörte Ereignis. Der strenge Herr Direktor las ihm in höchst eigener Person in förmlicher Weise vor, was sein früherer Dienstherr, Christoph Kaspar Brenner, Müller und Landwirt aus Furtmühlbach, eigenhändig „schwarz auf weiß“ nachgelassen hatte. Sodann nahm er eine



Die bewaffnete Neutralität der Schweiz: Ein schweizerischer Wachtposten im Splüngengebiet.

Im Tal eine italienische Grenzstation.

wohlwollende Pose an und gratulierte ihm zu dieser glücklichen Wendung seines unglückseligen Geschicks.

Ein gutes Mittagessen wurde ihm vorgesetzt und ein Wärter brachte ihm seinen eigenen Anzug. — Mit einer verbindlichen Verbeugung, die etwas wie eine Entschuldigung sein sollte, wurde er, da ja kein Gegen Grund vorliege, entlassen, bis zu einer wei-

heit, wo sie von einer allgemeinen Trauer ergriffen. Eigentlich hatte ihm niemand besonders nahe gestanden, diesen Raubbau, den sie da vorn zur ewigen Ruhe trugen. Man tat, wie es recht und schicklich war im Dorf, auch Brennermüller die Ehrung an. An einer Straßenwendung sah die Lisbeth Hagmayer und der Deder-Andresen zuge-



teren Verhandlung, die man ihm noch besonders mittheile und da dann wohl seine völlige Unschuld förmlich erweisen würde.

Erst war ihm alles vorgekommen wie ein schöner Traum. Als er unter dem mittagheilen Licht der Freiheit aus dem großen Gefängnistor ging und in eine breite belebte Geschäftsstraße der Oberamtsstadt einbog, als er sich unbeachtet unter den geschäftig drängenden Menschen bewegte, da mußte er sich immer wieder sammeln zur tatsächlichen, offenkundigen Wirklichkeit.

Aber sahen ihm denn die Leute nicht an, daß er geradezu aus einem Verbrecherheim kam? Wußten sie denn nicht, daß er beinahe ein volles Jahr abgesperrt war von allem menschlichen Wirken und Wollen? Daß man ihn schuldig gesprochen hatte, einen Mitmenschen, jung, tatkräftig, gesund wie er es selbst war, niedergeschossen zu haben, kaltblütig, unerschrocken?!

Vor einem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete durch die Scheiben sein Bild. Mager sah er aus und etwas vergrämt.

Aber das war ja sein grüner Sonntagsanzug, noch fast neu. Auf den er sich so gestreut und den er getragen hatte damals an der Kirchweih, und die Lisbeth —! Wichtig, die Lisbeth...?!

Man hatte ihm doch vorhin auch noch einen Brief überreicht. Achtlos und zerstreut hatte er ihn eingesteckt. Gewiß, er mußte von ihr sein. Wie konnte er bis jetzt den vergessen.

Er stellte sich in einen stillen Winkel und las. Sie schrieb ihm: Daß sie sich freue. Daß ja der Andresen und der Schulz gleich nach dem Brenner seinem Tod aufs Amtsgericht gefahren seien mit der hinterlassenen Beichtung. Daß sie sich freue, unendlich freue. Daß sie täglich zu Gott gebetet hätte, daß er sie erhört hätte und, — daß es noch eine Gerechtigkeit gebe.

Auch schrieb sie ihm: Daß sie ihn lieb habe, immer noch und mehr denn je. Daß sie ihm diese letzte schwere Zeit ausgleichen wolle mit treuer Liebe und mit vielen, vielen tausend Küssen.

Und vor allem: Daß sie ihn erwarte, mit Sehnsucht erwarte. Daß sie von ihrem Bodenfenster aus jeden Tag, jede Stunde Ausschau halten wolle nach der Oberamtsstraße, bis er komme.

Es bestand kein Zweifel mehr, er war frei! Frei! Und die Lisbeth wußte es und erwartete ihn. Sein Flachsköpfle!

Er fragte nach dem Weg, den er gehen mußte, um nach Furtmühlbach zu kommen.

Über den Schulplatz führte er. Eine Schar Jungen spielten hier „Wilder Mann“ und jubelten tolle, ungebundene Freiheit.

Dann kam er auf eine Holzbrücke. Unter ihm rauschte der Neckar über ein breites Wehr. Er schaute eine Weile in die treibenden Wellen. Wie sie sich überstürzten und zusammenschlugen zu hell aufsteigendem Gischt und wieder auseinanderprühten in schäumender fröhlicher Freiheit, talabwärts, durchs Schwabenland!

Freiheit flüsternte das hellgrüne Weidengebüsch. Freiheit jauchzte der Himmel, die lange, staubbedeckte Landstraße.

Er ging weiter. Auf dem weiten Gefilde, von Horizont zu Horizont, lag ein frischer, wohliger Hauch. Freiheit allüberall! Goldene, schimmernde Freiheit!

Mit solchen Empfindungen kam aber dem derben gemüthvollen Naturburschen auch wieder sein alter Frohsinn. Ein altes hübsches Schulliedchen fiel ihm ein:

„Dem Gott will rechte Günst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt.  
Dem will er seine Wunder weisen,  
In Berg und Thal und Strom und Feld!“

Auf der Straße ihm entgegen kamen singende Menschen, Schnitter und Schnitterinnen, die aufs Feld zogen. Sie grüßten. Einer rief den kräftigen, fröhlich schreitenden Menschen an, wie es Brauch und höflich war in der Gegend:

„Grüß Gott, Vetter! Woher kommet Ihr?“

Der Martin stutzte. „Ich? — Aus — aus dem Gefängnis!“

Dem andern kam diese Antwort zu überraschend. Er stierte ihn an und wollte noch mehr wissen. Aber der Martin hatte zu weiterer Auskunft keine Lust und ging seinen Weg.

Hinter ihm war der Gesang verstummt. Er fühlte, daß man ihm nachblidete. Ein bitteres Gefühl überkam ihn gegen sein Geschick und vor allem gegen den Menschen, der ihn diese unverdiente Schmach hatte erleiden lassen, bewußt, vielleicht in ohnmächtiger grausamer Feigheit.

Noch wollte er sich sein Schicksal vergegenwärtigen, wenn der Allbefreier Tod den hartgesottenen Brenner nicht oder noch nicht zum Reden gezwungen hätte. Er suchte sich seine kleine muffige Zelle ins Gedächtnis zu rufen, in der er sich schon beinahe wohl gefühlt hatte. In der er täglich mit liebender Sehnsucht auf die paar Sonnenstrahlen gewartet hatte, die ihn für kurze Zeit besuchten. An deren Wände er jeden getrikelten Namen auswändig wußte und in der er mit dem Ungeziefer Kameradschaft hielt. — Seine kleine Freundin, die zierliche graue Maus, würde wohl heut zu Mittag umsonst gekommen sein, um einen kühlen Brotrinde.

Aber es hielt nicht an. Er schüttelte sich in aufsteigendem Ekel.

Solche Gedanken paßten nicht in die schöne freie Gott. Dieß doch ein weiterer Vers aus dem kleinen Liedchen:

„Den lieben Gott laß ich nur walten!  
Der Vöglein, Lerchen, Wald und Feld  
Und Erd' und Himmel will erhalten,  
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Seine Gefühle flatterten voraus. Er sah nur noch die die Straße, links und rechts das Grün und weite Kornfelder schweren goldenen Ähren, zum Schnitte reif.

Und da vorn lag der Heimbodel, — winkten die Tannen. So kam er durchs Thal geschritten. Als er vor das Dorf kam, hörte er Glodengeläute und er sah die Leute kommen den Brennermüller zu Grabe tragen. — Da trat er unter nächsten Kastanienbaum und wartete.

Ungefähr sechzig Schritte vor ihm bog der Zug auf kurzen Kiesweg zum Friedhof ein. Ob die Lisbeth darunte Der Martin konnte den einzelnen von seinem Pöste genau erkennen. Es waren lauter bekannte Gesichter. Und alle kamen sie ihm heute falsch und heuchlerisch vor um Pflicht dieses langsamen, stummen Trauerganges.

Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt. Er den Brennermüller und die Beziehungen seiner Mitbürger ihm zur Genüge, um zu wissen, wie schwer das Leid war alle diese Menschen öffentlich und gut christlich zur Schau

Unwillkürlich empfand er ein verjöhnendes Mitleid Toten dort unter dem bekränzten Sargtuch und wurde zum Weinen gestimmt.

Plötzlich mußte er an sich halten. Er sah die Lisbeth. Sie hatte er im ersten Jubel ihren Namen gerufen. Einfache schlichten schwarzen Kleid, ging sie zwischen einigen Mädchen jungen Frauen am Schluß des Zuges. Und ein ehrliche lag auf ihrem jugendfrischen Gesichtchen, das unter einem schwarzen Seidentüchlein von zwei blonden Haarsträhnen rahmt war in lieblicher Anmut. Aber es war ein ruhiger Ernst, leidenschaftslos, wie er in großen bedeutungsvollen bliden nur einem glücklichen Menschenherz zu eigen ist.

„Wie lieb und einfach, — und wie schön!“ dachte der Martin. Er besann sich. Sollte er folgen? — Nein, er wollte in dem Friedhofe her hörte er Gesang und in gedämpften gerissenen Worten die Stimme des Pfarrers, der jetzt das bewegte Leben des Verstorbenen einer christlich-kritischen gang unterzog und seine arme Seele der Barmherzigkeit des Hölzers überantwortete.

Dann kamen die Leute zurück. Einzelne und in kleinen Gruppen zerstreuten sie sich gleichgültig plaudernd in das Dorf. Die Lisbeth war noch nicht heraus. Der Martin wußte es bestimmt. Nach einigen langen Minuten der Ungebuld ging er bei eisernen Tore des Friedhofes, das noch geöffnet stand. Er nur den Totengräber erblicken, der in einiger Entfernung frisches Grab zuschaukelte.

Den Eingang zu diesem stillen Ruheort der Toten bildete kurzer Allee zwei Reihen dichttroner Akazienbäume. Der ging sie durch. Da sah er zwischen zweien derselben, wo Frauenercheinung von einem nahen wohlgepflegten Grableosöste und in freudiger Jubel auf ihn zueilte: „Martin Lisbeth!“

Eng umschlungen standen die beiden jungen Menschen sahen sich gegenseitig Trost und Schwur einer echten unerschütterlichen Liebe aus den Augen. Die Lisbeth konnte sich kaum fassen oft hatte sie diesen Augenblick des Wiedersehens herbeigesehnt, innigen Verlangen. Nun kam er doch überraschend.

„Warte! Mein lieber Bub! Ja, bist's denn wirklich?“

„Flachsköpfle, lieb's guet's —!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“ wiederholte auch er.

Dann gingen sie Hand in Hand, Tränen in den Augen Dörichen zu. Stumm und überwältigt von Glück und

Bevor sie an die ersten Häuser kamen trennten sie sich. „B'üt dich Gott, Lisbeth,“ sagte der Martin, „s'ist best Die Lisbeth fragte: „Wohin gehst?“

„Zum Mühlhof und zum Schulz — i muß mich um Nacht! Und bald komm' ich und tret' hin vor dein Vater und gradraus, und halt an, so wie sich's g'hört. Dann

und werden vor aller Welt: Der Martin und d' Lisbeth und's Glück — und die herzinnige Lieb' und — und kein Da mußte die Lisbeth lachen. „Du närrischer Bub, jetzt sagen! Wenn ich aber net mitmachen tu?“

„Du, i nehm dich beim Wort!“ Und ein bitteres spielte um seinen Mund: „Hast g'sagt — übers Jahr!“

„Noch ist's net um, Bub.“ Redlich setzte sie hinzu: besser so!“

Er hielt immer noch ihre Hand fest. Und wie sie sah,



Gott wurde und mit seinen großen hellen Augen flehte, riß sie glücklich los: „Kommst halt!“  
 Ein Wiesel sprang sie über den Graben und eilte über die Wiesen und Gärten davon. Aus der Ferne winkte sie zurück und wand dann hinter dem kleinen Häufel, das dem Dederer gehörte.

der Martin ging durchs Dorf, zur Brennermühle. Er drangen laute Stimmen ins Freie. Man hielt Leichenfeier. In der vorderen Stube hatten sich die Schulkameraden versammelt, die wenigen Nachbarn, der Schulz und einige Freunde nach dem Leichenbegängnis zusammengefunden, um jetzt den Toten zu feiern. Auf der Ofenbank war ein Tisch aufgestellt und die Magd hatte zu dieser Gelegenheit jedes Weißbrot gebaden und Käse besorgt.

Es war man in gehobener Stimmung und ein lebhafter Lärm im Gange. Man sprach vom Verstorbenen und seinem Leben, vom Müllermarte und allem, was mit dem Tod des Brennermüllers zusammenhing. Einige stritten sich über die Gültigkeit des Testaments, das den Martin zum neuen Erben auf dem Mühlfeld machte.

„Das ist's, Schulz!“ schrie der Adlerwirt, von dem der Peter einst seinen Schnaps bezog, „g'heht der Fall, der Peter, üblicher Sohn, kommt und stellt sich wieder ein und fordert Erbschaft, so wie's ihm zusteht nach Geburt und Recht?“  
 Der Schulzenbauer dreht sich nach ihm um und nahm eine ruhige Haltung an.

„Wird sich's verbeissen, das Frückommen und das Einreden der Tagdieb, der nixnugig! In Stedbrief ist im Umlauf, wenn er wird aufg'rißen, der Dorflump, alsdann wartet anders auf ihn als der Mühlfeld.“

Der Hagmayer saß stumm neben dem Schulz und laute ärgerliche seiner zernagten Pfeifenspiße.

„Wo er steht,“ sagte der Schmied Jörg. „Am Ende über'n Wasser, in Amerika. — Und der Marte sitzt da.“

„War es still geworden. Jeder zog bedächtig an seiner Pfeife und hing seinen Gedanken nach. Einige leisteten in der Stille Abbitte für ein stilles Unrecht.“

Der unterbrach das Schweigen. Es war der Döte. — Ein altes Bäuerlein, das diesen Spitznamen trug, weil er bereit immer und überall, wo es nur eine Kindstaube gab, Pate war. Wenn es an einem Paten (Döte) fehlte, — das Bäuerlein aus der Not. Er stotterte ein wenig, der „Döte“, und sagte heftig mit den kleinen Augen, wenn er sprach:

„Leut, Leut,“ fing er an, „o—ob sie'n jetzt net l—laufen lassen, —ma—marle, wo—wo's doch raus ist, sonnent—klar, daß's richtig net ist, der wo—wo—wo's hot getan?“

„Was ich mag!“ fuhr jetzt der Hagmayer auf. „Ist das ich mag! Der Brenner hat die Schrift im Dufirium. Der Peter war gar nicht um den Weg dazumal. Nie hat ihn g'heht! — Und mein Mädel war brav und unbezogen, bevor der Fremdling ins Dorf kommen ist.“

Der Schulz sagte ihm in seiner breiten, gemächlichen Weise zu: „Du mußt net so reden, Hagmayerbauer. Der Brenner war 'n Tunetgut von jeher und hat schon g'wildert eh er hat nur's Büchle halten können. Und was einer will, wenn's aus legt! Reisen geht, daderzu treibt's ihn von hienus! Das muß 'n Wort sein. — Der Andrej hat mir's g'sagt, wie's steht um dein' Lisbeth. Sell ist Liebesjacht! einmal net anders beim jungen Volk. Und der Martin ist 'n Schtchaffener. Das ist mein' Ansicht!“

Der Hagmayer wollte nichts wissen von alledem. „Und das ist Lumpenpad allsamt, was sich noch am Spätabend auf der Gasse herumtreibt. Ich war bei der Verhandlung. Ich seh'n und hab' g'hört! Und was ich weiß, das weiß ich!“  
 Mittlerweile hatte sich die Türe geöffnet und mehrere Stimmen: „Der Marte!“ Alle erhoben die Köpfe von der Bank und rühten zusammen. Der Martin setzte sich und die Magd brachte ihm einen Krug Bier.

„Ging es an ein Fragen und Zureden von allen Seiten. Alle versicherten ihm, sie hätten es gleich zueinander gesagt: Der Martin ist unschuldig in der Sach', das ist der Unrecht!“

Der Hagmayer bot „Bergelt's Gott“ und gute Zeit und ging. Dann die Sonne hinter dem Heimbodel verschwunden war, das Faß leer und auch die anderen Trauergeister brachen auf den Schulz. Er hatte noch mit dem Martin zu reden. Sie waren allein und der Schulz begann: „Was der Brenner lassen hat, Martin, daß er dir all sein Sach' verschrieben hat, füll wir's wissen?“

„Hat mir das Testament vorg'lesen.“  
 „Aber mit dem Mühlfeld hat's doch seine Schwierigkeit. Mit hat's noch gut Weil. Darum biet' ich dir an: Kannst

morgen eintreten bei mir als Knecht, bis das Gericht's leste. Wort g'recht hat in der Sach'. Ist dir's recht, so sag's?“

„Wohl, Schulzenbauer, 's ist mir recht.“

„So komm mit zur Einbrennsuppen. Die Bäuerin wartet.“ Doch der Martin besann sich.

„Ich möcht' halt noch Umschau halten, Bauer, und nachher zur Ketzchrisel gehen, was mein' Was ist.“

„Hab auch nix g'wider. So kommst nach. Morgen in der Früh' geht's in Roggenschnitt!“ sagte der Schulz und ging.

Der Martin hielt Umschau. In der Bodenkammer kramte er in seinen Sachen. Er fand alles vor, genau wie er es verlassen hatte. Einige notwendige Kleidungsstücke für die Woche schnürte er zu einem Bündel zusammen. Da fiel sein Blick auf ein kleines verstaubtes Instrument, das nutzlos und verstimmt in einer Ecke stand. — Seine Handharmonika! Seine alte, liebe Freundin!

Er nahm sie und zog sie breit. Aber o weh! Einen langen schrillen Ton gab sie, wie eine gequälte Katze. Es war die erste Klage nach einer langen, stummen Leidenszeit. An den Luftklappen fraß der Rost. Die Register waren mit Schmutz verstopft und in dem Balg hausten Spinnen und Gewürmer.

„Arme Musik!“ sprach er ihr zu. „Dir hat man's auch schwer gemacht dein Bissel Dasein. Wart, du sollst auch wieder frei und fröhlich werden: Gut ölen, pußen und recht viel hantieren und wir zwei sind nachher wieder die Alten!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die zwei Hechte.

Erzählung aus großer Zeit von Oscar E. Kubach.

(Nachdruck verboten.)

Der Fabrikant Julius Hecht saß vor seinem Bureauisch und rieb sich vergnügt die Hände. Nun langte er in die Kiste, stieß eine Uhr an, legte dann sein Geheimbuch in den mächtigen Kassenschrank, den er bedächtig abschloß. Hecht, der echte Typ eines rheinischen Großfabrikanten, beschäftigte jahraus jahrein vier- bis fünfshundert Arbeiter, außer einer ziemlich Anzahl Chemiker und Techniker waren im Bureau mehr als fünfzehn Angestellte und ebensoviel Damen tätig. Hecht war ein energischer, zu Zeiten recht grober, aber auch stets gerechter und oft wohlthätiger Chef. Seine Mittel erlaubten ihm, daß sein Sohn Manfred sein Jahr bei den Bonner Husaren abdiene konnte. Nun war dieser mit vierundzwanzig Jahren nach der dritten Übung Leutnant geworden, was den Alten, der vor sechs Jahren seine Frau verloren hatte, nicht wenig stolz machte. Natürlich war Manfred auch ein tüchtiger Kaufmann, er teilte sich mit dem alten erfahrenen Profuristen in die Leitung des Bureau's, war aber auch im Fabrikwesen so eingearbeitet, daß er's mit jedem aufnehmen konnte.

Die Bureau'damen schwärmten ausnahmslos für ihren jungen, blonden Chef, und wenn er vollends bei festlichen Anlässen in der schmutzen Husarenuniform erschien, war die Begeisterung groß. Sie stand ihm aber auch vorzüglich zu der geschmeidigen, schlanken Figur, zu dem energischen Schnurrbart und den großen, stahlgrauen Augen. Nur eine der jungen Damen, Maria Dalberg, die mit ihren rätselhaften, großen Augen, dem dunklen Haar und den regelmäßigen, ersten Zügen an Marillos Madonna erinnerte, zeigte sich stets ruhig und zurückhaltend. Erst einundzwanzig Jahre alt, hatte man ihr doch schon die Leitung der Damenabteilung anvertraut. Man hielt sie für stolz und munkelte von höherer Abstammung. Nicht mit Unrecht, denn Maria Dalberg war die einzige Tochter des verstorbenen Generalmajors von Dalberg, der ihr nichts als eine tadellose Erziehung hinterlassen konnte.

Dalberg starb schnell im besten Alter. Nach dem Tode seiner Frau besuchte er öfters das Kasino. Dort hatte er eines Tages für die Spielschuld eines alten Kameraden gutgesagt und, da der andere nicht Wort halten konnte, sein ganzes Vermögen verloren. Er überlebte den schweren Verlust nicht lange. Die Zinsen von dem, was für Maria noch zu retten war, reichten zum Leben nicht aus, und das tapfere Mädchen entschloß sich, nach erfolgter kaufmännischer Ausbildung, eine Stellung anzunehmen.

So trat die kaum Achtzehnjährige bei der Firma Hecht ein und hatte sich in drei Jahren pünktlicher, ernster Tätigkeit den beiden Chefs fast unentbehrlich gemacht. Manfred, von ihrem ernstesten Wesen angezogen, hatte sie als Mitarbeiterin nicht missen mögen, sie war die einzige im Bureau, der er bei Arbeitsanfang und nach Feierabend die Hand bot. Es war wie eine stille Freundschaft. Daß kaum mehr daraus werden konnte, fühlten beide. Der reiche junge Chef und das arme Bureaufräulein konnten wohl kaum zusammenkommen, so sehnsüchtig suchten sie auch zuweilen die beiden Augenpaare suchten. Und — wenn er auch gewollt hätte, mit dem alten Hecht war nicht zu spassen, der hatte die größten Rosinen für seinen Sohn! In einer Plauderstunde hatte





Eine Häuserreihe aus Briantes in der Champagne, an welcher die Wirkungen einiger Vortreffer zu sehen sind.

Manfred dem Alten von Marias Vorzügen vorgeschwärmt, war aber ganz efflich abgehauen worden.

„Amüsiere dich mit dem Mädel, soviel du willst, aber wenn du an etwas Ernstes denken wolltest, müßte ich dich für verrückt erklären“, hatte sein Vater gesagt, und seitdem erwähnte Manfred Maria nicht mehr vor ihm.

Da, auf einmal, mitten in friedlicher Arbeit, kam die große



Littmeister Prinz Heinrich von Bayern. (Mit Text.)

des stark gelichteten männlichen Bureaupersonals mußten nun die Damen übernehmen.

Für Maria Dalberg aber war das keine leichte Aufgabe, der Betrieb mußte ungestört weitergehen, und als die anderen heute Schluß gemacht hatten, arbeitete sie allein noch lange im Bureau.

Auch der alte Herr war neubau noch tätig. Schwer drückte ihn der nahende Abschied von dem einzigen Sohn, der morgen an der Front eintreffen mußte.

furchtbare Umwälzung: der Krieg! Eine Welt von Feinden stand gegen die Zentralmächte in Waffen zum Kampfe bereit!

Nun galt's! Ungeheure Begeisterung durchbrauste die deutschen Lande, und Millionen folgten dem Rufe des Kaisers, das Vaterland zu schützen!

In der Hechtischen Fabrik war Feierabend. Ein großer Teil des männlichen Personals war bereits zu den Fahnen einberufen. Nun galt es, die noch vorhandenen Kräfte ausgleichend zu verteilen und besonders die Arbeiten

oft recht erwartungsvoll nach der Tür. Um neun Uhr ging sein Zug, er mußte ja noch kommen, Abschied zu nehmen vom Vater, Abschied,

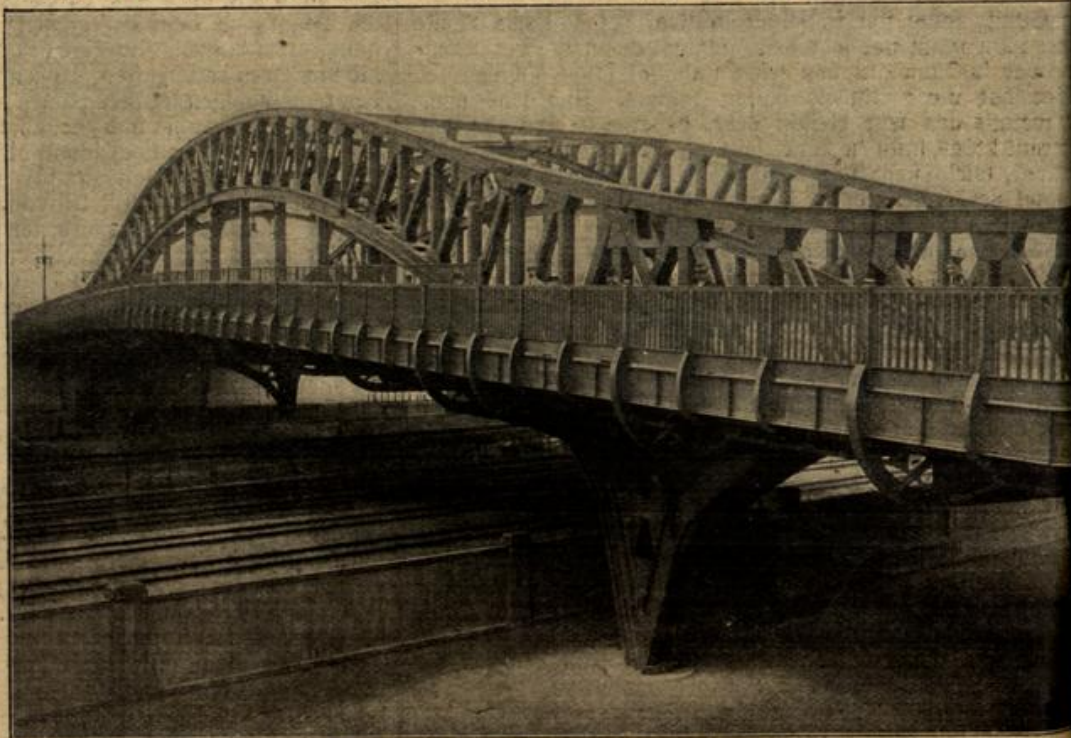
vielleicht für immer! — Ja, es war die Angst um ihn, um junges Leben, in der Maria Dalberg die Hände faltete. eine Schwester für den Bruder wollte sie beten: Herrgott, du ihn, laß ihn glücklich wieder heimkehren, erhalte dem Mann den einzigen Sohn!

Fast lautlos war Manfred eingetreten, nun stand er vor ihm, bereit, vielleicht zum letzten Male!



Einen Gruß in die Heimat.

In den steilen Vogesen wird die Post auf Eiern befördert.



Die Hindenburg-Brücke in Berlin. (Mit Text.)





Fritz van der Venne

Ein Wiedersehen. Zeichnung von Fritz van der Venne.



Überrascht und verwirrt war sie aufgesprungen, glühende Röte übergoß die sonst bleichen Wangen und die in Tränen schimmernden Augen blickten fragend zu ihm auf.

„Fräulein Maria, ich komme, Abschied zu nehmen.“

„Abschied —“, antwortete sie fast tonlos.

„Sie sind traurig. Sie haben geweint. Nimmt der Krieg auch Ihnen jemanden, den Sie lieb haben?“

Wieder blickten ihre Augen zu ihm auf. Dann ließ sie sich in den Stuhl fallen, und leise weinend vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände.

Ein Leuchten ging über Manfreds ernste Züge, ein Ahnen, daß ihm in dieser letzten Stunde Gewißheit bringen sollte. Liebesosend berührte er ihr Haar, dann löste er zärtlich ihre Hände, sah ihr tief in die traurig fragenden Augen, und dann, als er sah, wie ihre Schläfen pochten, wie die Hände zitterten, nahm er sie glückerfüllt in seine Arme und drückte den ersten, heiligen Kuß auf ihre zuckenden Lippen.

„Maria, weine nicht, ich komme wieder, dann bist du mein, ewig mein“, sagte er zärtlich.

„Dein, in alle Ewigkeit dein!“ antwortete sie leise, und aus ihren Augen leuchtete verheißungsvolles Glück.

Da, die Klingel. Es galt ihr — sie konnte jetzt nicht so vor seinen Vater treten, er durfte ja auch nichts wissen. Nur in dieser Stunde nicht zwischen ihm und den Sohn treten — ihr junges Glück stand noch in weiter Ferne und währte vielleicht nur diese eine, flüchtige Stunde!

„Leb wohl, Maria! Denke mein und bete für uns beide!“

Noch einmal fanden sich die Lippen zum langen, innigen Abschiedskuß, dann ging er hinein zum Vater, während Maria, ihr junges, tiefes Glück im Herzen, wie im Traume in der sinkenden Augustsonne den Heimweg antrat.

Jubel durchbrauste die mit Fahnen festlich geschmückte Stadt. Wie Sturmwind und Eisenhagel ging der Siegeszug durch Belgien nach Frankreich hinein!

Nun war auch Maubeuge in deutschen Händen!

Maria lebte ganz der großen Zeit! Der Zwang der Bureauarbeit lag auf ihr wie ein Alp, sie war nicht mehr bei der Sache. Der alte Herr hatte erst unwillig den Kopf geschüttelt, aber Fehler auf Fehler häuften sich, es kam zu ernsthaften Klagen, und nun heute wieder —!

„Nein, das geht nicht länger so weiter, mein Fräulein! Entweder besorgen Sie Ihre Arbeiten pünktlich nach wie vor oder — Sie müssen sich einen anderen Posten suchen!“

Ziemlich erregt hielt der alte Herr seine Straßpredigt, deren Berechtigung Maria nicht verkannte.

Aufrecht vor ihm stehend, antwortete sie ruhig: „Ich sehe ein, es kommen Fehler vor, verzeihen Sie mir, Herr Hecht, aber — es ist so natürlich, meine Gedanken sind nicht mehr bei der Sache und — ich bin ein Soldatenmädchen! Ich kann nicht länger hier bleiben! Lassen Sie mich fort! Bitte!“

„Fort? Wohin? Was fällt Ihnen ein?“

„Fort, hinaus! Wo ich mich nützlich machen kann! Bitte! Halten Sie mich nicht! Ich kann Ihnen hier nichts mehr sein! Draußen bluten und sterben so viele! Dort ist mein Platz! Ich habe ja hier nichts zu verlieren und Mut genug, in den vordersten Reihen zu trösten und zu helfen! Ich weiß, man nimmt mich, bitte, lassen Sie mich!“

Erst wollte der alte Herr aufbrausen, dann sah er das tapfere Mädchen an — Manfred hatte recht, das war Rasse, aber gefährlich! Wo die einhakte, da saß es fest! Deshalb war's auch besser, sie ging.

Ruhig reichte er ihr die Hand. „Gehen Sie, ich halte Sie nicht, gehen Sie in Gottes Namen! Ihr Vorhaben ehrt Sie! Und kehren Sie glücklich in die Heimat zurück!“

„Ich danke Ihnen herzlich für alles! Leben Sie wohl!“

Hastig packte sie ihre Sachen, noch ein kurzer Abschied von den Mitarbeitern, und dann hinaus! Frei!

Beim Anblick der festlich geschmückten Straßen überkam sie ein Wohngedächtnis. Ihr Weg war frei! „Führe du mich, mein Gott!“ betete sie. — Vielleicht zum Glück?

In Nordfrankreich ging's heiß zu. Die Schwestern hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu tun. Die leichten Verwundeten waren abtransportiert, leere Feldbetten standen zu neuer Aufnahme bereit. Maria lehnte an der Tür des Feldlazarets, zum Umfallen müde. Knatterndes Gewehrfeuer und das dumpfe Dröhnen der Artillerie schreckte sie auf. Forschend suchten ihre Augen die Dunkelheit zu durchdringen und ängstlich lauschte sie hinaus in die Nacht.

„Er ist dabei! Schütze du ihn, mein Gott und Vater!“ betete sie leise vor sich hin.

Am Nachmittag war das Husarenregiment vorbeigekommen! Frisch und fröhlich er an der Spitze seiner Schwadron. Sie sah ihn wieder, er hatte keine Ahnung von ihrer Nähe und qualenden Angst und Sorge, die sie um ihn erlitt.

Nun tobte die Schlacht schon stundenlang und noch immer die fürchterliche Ungewißheit!

Da — endlich — die erste Autoambulanz mit Verwundeten und — gute Nachrichten! Der Gegner ist geschlagen, tapferen Truppen bei der Verfolgung.

Aber mit schweren Opfern war dieser Sieg gegen eine Übermacht erkauft! Wagen auf Wagen mit Verwundeten an, jeder verfügbare Platz mußte benutzt werden, und Krankenräger und Schwestern erfüllten ihre schwere Pflicht bewunderungswürdiger Aufopferung.

Besonders das Husarenregiment hatte beim schneidenden Griff viel Verluste gehabt. Die vielen verwundeten Husaren erhöhten Marias Sorge. Wie stand's um ihn? Niemand in der Nähe! Ihr Ausruhen geben, so oft sie auch fragte. Immer mehr stand an, sie hatte keine Zeit, schwach zu werden, und nahm alle Kräfte zusammen. Da — sie war gerade beim Eingang — kam die Gewißheit! — Manfred!

Bleich, mit geschlossenen Augen lag er auf der behelfsmäßig heringetragenen Bahre. Maria wartete, aber nur jetzt schwach werden, jetzt nicht! Gott gib mir Kraft, hier zu bleiben!

Ihre Blide suchten den Chirurgen, schnell war sie bei ihm, er folgte ihr und begann sofort mit der Untersuchung. Sie stand und zitternd stand sie daneben. „Wie steht's, Herr Doktor?“ fragte sie endlich.

„Der linke Arm, Schwester, der — ist verloren, total zerstört.“

„O, mein Gott! Und sonst?“

„Keine Lebensgefahr! Die augenblickliche Schwäche kommt vom großen Blutverlust. Wir müssen amputieren — es ist nicht anders.“

Tränen standen in Marias Augen und schmerzzerfüllt saß sie auf dem bewußtlosen Manfred nieder.

„Herr Doktor, bitte, lassen Sie mich bei ihm — er steht näher, ich muß ihn pflegen!“

„Gern, Schwester! Es wird eine schwere Zeit für Sie sein, aber wir bringen ihn durch, den tapferen, rheinischen Jungen.“

„Das gebe Gott!“ antwortete sie leise.

Nun lag Manfred seit vierzehn Tagen im Lazarett auf dem Boden. Maria wach Tag und Nacht nicht von seiner Seite. Wundfieber hatte ihm arg zugesetzt, aber unter Marias opfernder Pflege erholte er sich von Tag zu Tag mehr. Frollen der Verlust des Armes war eine böse Sache. Am meisten schmerzte es ihn, daß es nun aus war mit dem Soldatenleben, daß er nicht mehr Vaterland nicht mehr verteidigen durfte! Und Maria? Wollte er sie noch an sich fesseln? Würde ihr der Einarmige, der Kriegsgriech noch so willkommen sein? Ja, das wußte er, sie liebte ihn! In Zärtlichkeiten und Liebesworten verschönte sie ihm jeden Tag und warm, wie der Strahl der Sonne, traf ihn das heile Geständnis ihrer Augen.

„Und dann —“, fragte er sie.

Sie nahm seinen Kopf liebevoll in beide Hände, dann sah sie ihn tief und innig, und nun wußte er, nur der Tod trennte sie scheiden!

Der alte Herr war benachrichtigt worden, daß die Tochter vorüber sei, daß er kommen dürfe. Und er kam. Sofort.

Maria stand an Manfreds Lager, als er eintrat. Ruhig blickte ihm ihre großen Augen entgegen. Auf halbem Wege blieben sie stehen, dann kam er näher.

„Junge, mein armer Junge!“

Schmerz und Mitleid zitterten aus seinen Worten, streichelte er die eine Hand des Sohnes und sah fragend Maria auf. Manfred fühlte, er mußte nun sprechen. „Lieber Vater —“, begann er leise — „sie hat mich gepflegt und Nacht, ihr verdanke ich so unendlich viel, mit ihrem Herzen zog ich hinaus, der Zufall — Gott hat es so gemacht, Vater, gib mir Maria, damit ich glücklich werde!“

Erst würgte der alte Herr, als ob er einen Frosch verschlucken müßte, aber — er hatte ein Herz, er war immer gerecht gewesen. Nun streckte er ihr die Hand entgegen. „Na, ich ja gesagt, Mädchen, wo du einhast, da sitzt's fest! Und nun geh der schönsten Hecht dir an der Angel! Aber eine Flosse fehlt! Kannst du ihn denn so noch brauchen?“

„Vater! Liebstes Vater!“ Aberglücklich hing sie an seinem Arm.

„Na, mir soll's recht sein! Ich dachte nur erst, ein Hecht müßte nach einem Goldfisch schnappen! Aber — du bist ein tapferes, braves Mädchen! Und mit der einen Vorderflosse“



Will ich mein großes, reiches Glück festhalten fürs ganze  
"Lang es jauchzend und jubelnd von Manfreds Schmer-  
lager. Marias kleine Hände fest umspannend, zog er sie  
zu sich nieder, und heiß preßte sie ihre Lippen auf seinen  
lächelnden Mund.

## Halsentzündung.

Die sogenannte Halsentzündung macht sich zumeist als Ent-  
zündung der Mandeln bemerkbar, weshalb man auch häufig  
kurz von einer Mandelentzündung spricht. Nicht selten aber  
von der Entzündung auch die Schleimhäute des weichen  
Mens, des Zäpfchens, der Gaumenbögen, oft der ganzen  
Rachenhöhle, manchmal sogar der Nase und der Ohrtrumpete  
betreffen. — Die Halsentzündung ist eine recht weit verbreitete  
Krankheit; es gibt Leute, bei denen es zum Leben oder doch zum  
Tode zu gehören scheint, daß sie im Jahre ein- bis zweimal  
noch öfters von dieser Krankheit befallen werden.

Brennender und stechender Schmerz im Halse, der sich besonders  
bei Schlucken recht unangenehm bemerkbar macht, ist eines der  
Hauptsymptome der Krankheit. Mehr oder weniger heftiges  
Fieber (manchmal bis 41 Grad) vermehrt das Gefühl des Krank-

Die entzündeten Teile sind hochgerötet, die Mandeln oft  
stark geschwollen, daß sie sich in der Mitte berühren. Die  
Schleimhäute der Organe des Halses sind mit einem Belag be-  
deckt, der sich als weißlichgraue, körnige Masse darstellt. Übelkeit,  
Erbrechen und häufig recht heftige Kopfschmerzen machen  
als Begleiterscheinungen bemerkbar. Eine eigentümliche  
Schwere und oft recht bedeutende Schmerzen in den Gliedern,  
besonders in den Beinen, sind ebenfalls in vielen Fällen vorhanden.  
Mit einer Mandelentzündung ist durchaus nicht zu spaßen.  
Die Ärzte sehen die Mandeln als Schutzorgane für den ge-  
sunden Körper an. Sind die Schutzorgane nun selbst erkrankt,  
naturgemäß auch der übrige Körper zu Erkrankungen leichter  
geneigt. Tatsächlich hat man beobachtet, daß an sich gutartig  
verlaufende Mandelentzündungen oft recht schwere Folgekrank-  
heiten nach sich ziehen. So wird unter anderem behauptet, daß  
ein Ausbruch eines Gelenkrheumatismus eine Mandelent-  
zündung voraussetzt.

Sind eine Halsentzündung vernachlässigt, so wird aus der ur-  
sprünglich follikulären eine parenchymatöse Mandelentzündung,  
die Entzündung dringt von der Oberfläche, der Schleim-  
häute, in die Tiefe, wobei das Gewebe zum Teil zerstört wird und  
zu starken Eiterbildungen kommt. Der schnarchende Atem  
kann an, daß Erstickungsgefahr vorhanden ist; denn die heftig ge-  
schwellenen Mandeln drohen den Eingang zur Luftröhre gänzlich  
zu verschließen. Oft wird der Belag so stark, daß diese Mandel-  
entzündung — speziell von Laien — leicht mit Diphtherie ver-  
wechselt wird. Bei heftigem Eiterfieber und brandigem Zerfall  
der erkrankten Organe kann die Krankheit tödlich verlaufen; das  
ist aber meist dann, wenn dem Eiter, der sich gebildet hat, kein  
Ausgang nach außen verschafft werden kann.

Die Ursache der Mandel- bzw. Halsentzündungen wird meist  
schließlich in Erkältungen gesucht; und tatsächlich scheint das  
häufigere Vorkommen dieser Erkrankung gerade in den über-  
wärmten Zeiten — Frühjahr und Herbst — diese Annahme zu be-  
stätigen. Oft jedoch wird die Sache so liegen, daß Unvorsichtig-  
keit, die zu Erkältungen führen, erst den letzten Anstoß zum  
Ausbruch der Krankheit geben, die, wie der Volksmund sagt,  
„längere Zeit im Menschen steckt“. Recht häufig beobachtet  
man auch, daß Erzeße im Essen und Trinken und die damit ver-  
bundenen Magenverstimmungen und Darmkrankheiten die Ursache  
Ausbrüche der Halsentzündung sind, was sich leicht mit einer  
Selbstvergiftung des Körpers infolge mangelnder Ver-  
dauungs- und Ausscheidungstätigkeit erklären läßt.

Was die Behandlung der Halsentzündung anbelangt, so  
sind hauptsächlich Pflasterungen in Betracht, und zwar rein  
wie auch allgemeine. Um den Hals lege man einen Um-  
schlag von 20 bis 25 Grad Celsius. Er soll beruhigend wirken und  
so oft er warm geworden ist, erneuert werden. Gleichzeitig  
dem Halsumschlag sind Strumpfpflasterungen anzulegen. Sie  
sind — warme Füße vorausgesetzt — von brunnensreichem  
Wasser gemacht werden und wirken dann vorzüglich blutleitend  
auf die Organe des Halses. Bei hohem Fieber verabreicht man dem  
Kranken (im warmen Zimmer!) öfters kühle Ganzwaschungen.  
Dreiviertel- oder Ganzpflasterungen sind bei Fieber angebracht.  
Müssen aber, sobald sie warm geworden sind, erneuert wer-  
den. Haben diese Pflasterungen, die mit subcutanem Wasser zu-  
bereitet sind, das Fieber herabgemindert, so schneide man ihre An-  
wendung mit einer kühlen Waschung des ganzen Körpers oder  
einem lauen Halbbade mit nachfolgender kühler Übergießung.  
Da das Fieber nie als selbständige Krankheit, sondern immer

als ein Heilbestreben der Natur aufzufassen ist, so ist es nie ganz  
zu unterdrücken. Deshalb dürfen vorstehend vorgeschlagene Wasch-  
ungen und Pflasterungen auch nur bei heftigem Fieber angewandt  
werden; geringe Fiebererscheinungen lasse man ungestört.

Bei parenchymatöser Mandelentzündung sind auch Dampf-  
kompressen auf den Hals angebracht; sie sollen eine schnelle Eiter-  
entleerung an den Mandeln unterstützen. Gleichzeitig mit den  
Dampfkompressen, deren Anwendung aber mit der größten Vor-  
sicht zu geschehen hat, mache man Kumpf- und Baden-, oder  
Strumpfpflasterungen (s. S. 366). — Zur örtlichen Behandlung gehört  
auch noch das Rachenbad oder ein leichtes Gurgeln mit lauem  
Salzwasser (ganz wenig Salz, etwa 6 Gramm auf 1 Liter) oder  
mit Zitronen- oder Heidelbeerwasser.

Als Nahrung während einer Halsentzündung genieße man  
viel lauwarme Milch und ebensolche schleimige Abkochungen von  
Hafermehl, -grüße und -flocken. Während der Genesung sind  
Speisen in Breiform, Grieß, Haferflocken, Grüße, Reis und ähn-  
liches, auch gekochtes Obst und Apfelsmus zu empfehlen. Als  
Getränke sind Milch, Buttermilch, gequirlte saure Milch und  
Limonaden von Zitronen- und andern natürlichen Fruchtsäften  
zu reichen. Für guten Stuhlgang ist selbstverständlich zu sorgen,  
nötigenfalls durch Abführer. — Ein Haupterfordernis ist reine,  
frische Luft im Krankenzimmer!

Von mancher Seite wird die Entfernung der sich öfters ent-  
zündenden Mandeln auf chirurgischem Wege empfohlen. Diesem  
Verfahren ist jedoch meist zu widerraten. Wie schon eingangs  
geschrieben wurde, sind die Mandeln als Schutzorgane gegen die  
Einwanderung von Krankheitsstoffen in den Körper zu betrachten,  
und es ist darum voreilig, diese von der Natur unserm Körper  
verliehenen schützenden Organe ohne zwingenden Grund zu  
entfernen. S. S.

## Bei Soissons.

Bei Soissons da ritt der Tod  
Vom Morgen- bis zum Abendrot,  
Da brach manch Helde nage,  
Da grüßten fern das Heimal  
Die bleichen Lippen noch einmal  
Mit lestem, leisem Hauche.

3. Stand neben ihm ein Blümlein blau,  
Das Köpfchen tief und naß vom Tau,  
Als ob es um ihn weine:  
„Und hattest du auch keinen Freund,  
Kein deutscher Held bleibt unbewehrt;  
Auch du stirbst nicht alleine!“

2. ... Und einer lag dort auf dem Plaz,  
Er hat nicht Heimat, Weib noch Schatz,  
Allein, wie er im Leben.  
Er war ein Held, so brav und wert,  
Der Tod hat ihm, was er entbehrt,  
Die Heimat nun gegeben.

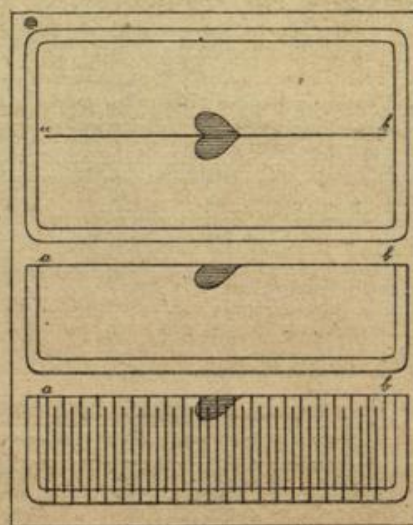
4. Und wer hat dieses Lied erdacht?  
Ein Achtundsechziger hat's gemacht,  
Ein preußischer Gefreiter.  
Er sang's mit schlichter Melodie  
Bei seiner neunten Kompagnie,  
Und diese sang es weiter.

Fr. E. Kärtens-Düren.

## Zeitvertreib

### Die Kunst, durch eine Karte hindurchzutreiben.

Aus der griechischen Mythologie ist die Sage von der Dido bekannt,  
die von dem König Jarbas in Numidien so viel Land kaufte, als sie mit  
einer Stierhaut belegen konnte. Dann zerschnitt sie die Stierhaut in einen  
feinen Streifen, der natürlich außerordentlich lang wurde, und umgrenzte  
damit ein großes Gebiet, auf dem sie ein neues Königreich begründete.



Auf den ersten Blick mag diese  
Sage deshalb sehr unwahr-  
scheinlich erscheinen, weil man  
annehmen könnte, daß ja auch  
eine zerschnittene Stierhaut  
schließlich nicht sehr weit ge-  
reicht haben dürfte. Wie man  
aber durch richtiges Zerschnei-  
den kleiner Körper tatsächlich  
die Grenzen eines großen Um-  
fanges hervorbringen kann,  
davon soll uns der folgende  
Versuch Kenntnis geben. Wir  
suchen uns von unseren Be-  
kannntesten Diddisten aus. Dann  
ziehen wir aus einem Spiel  
Karten eine hervor. Die Auf-  
gabe soll nun darin bestehen,  
diese so zu zerschneiden, daß  
der Diddist durch sie hindurch-  
tiefen kann. Betrachtet man  
sich seinen Umfang und die  
Kleinheit der Karte, so wird  
man diese Aufgabe als voll-  
kommen unlösbar halten.

Wir beweisen jedoch sofort ihre Lösbarkeit, indem wir folgendermaßen  
verfahren. Zunächst machen wir durch die Spielkarte hindurch einen  
Längsschnitt a-b, der parallel ihrer längeren Kante fast von einem  
Ende bis zum anderen reicht. Die Karte darf durch diesen Schnitt jedoch



nicht vollkommen zertrennt werden. Hierauf kniffen wir sie so, daß der Kniff in der Richtung des Schnittes verläuft, daß also die beiden Hälften und drüber an ihm befindlichen noch festen Kartenteile gekniffen werden. Ist dies geschehen, so schneidet man von beiden Seiten in der auf unserer Abbildung dargestellten Weise in die Karte hinein, also derart, daß bald von der einen, bald von der andern Seite geschnitten wird. Die Einschnitte dürfen aber nie ganz an die entgegengesetzte Seite reichen. Ist das ganze Kartenblatt so behandelt, so zieht man es auseinander. Es bildet dann einen Zickzackkreis, der so groß ist, daß auch unser wohlbeleibter Freund bequem hindurchkommen kann. Eine einfache Überlegung zeigt uns, daß der Kreis um so größer werden muß, je enger wir die Einschnitte aneinanderlegen und je weiter wir sie bis in die Nähe des ihrem Anfang entgegengesetzten Randes hindurchführen. Das Kunststückchen wirkt stets überraschend.

## Unsere Bilder

**Rittmeister Prinz Heinrich von Bayern**, der sich gleich nach Kriegsausbruch in Frankreich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Er ist der Sohn des verstorbenen Generalfeldmarschalls Prinzen Arnulf.

**Die Hindenburg-Brücke in Berlin.** Ungeachtet durch den Krieg gehen in deutschen Landen zahlreiche große Schöpfungen ihrer Vollenendung entgegen. Von den Hoch- und Tiefbauten Berlins wurde in diesen Tagen die neue Hindenburg-Brücke eingeweiht. Die dritte „Millionenbrücke“ in Berlin liegt im Zuge der Bornholmer Straße, führt über das riesige Eisenbahnnetz der Stettiner Bahn und hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls von Hindenburg dessen Namen erhalten.



**Österreichische Telephonzelle im Walde vor Pöchl.**  
Der diensttuende Soldat ist beim Prüfen der Telephonsetten.

## Allerlei

**Ah so!** Frau Müller: „Was höre ich, Frau Nachbarin, Sie wollen diesen Winter kein Abonnément zu den Konzerten nehmen?“ — Frau Schmidt: „Aber meine Tochter hat sich ja eben schon verlobt.“

**Die christlichen Schatzgräber.** Zur Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einzrückten, suchten viele Leute daselbst ihr Geld zu verbergen. Ein Bauer aus der Gegend von Solothurn ging mit seinem Bündel in den nahe gelegenen Wald, um es daselbst zu vergraben. Der Zufall wollte, daß einer seiner Nachbarn seine Barschaft an eben derselben Stelle schon vergraben hatte, so daß der letztere, indem er eine Grube aufwarf, unmittelbar darauf stieß. „Ei, da muß es wohl sicher sein, weil der das Seinige auch schon da hinein verborgen!“ rief er aus, legte sein Bündel hinein und machte die Grube wieder zu. — Als die Franzosen das Land verlassen hatten, ging der erstere, um seinen Sad wieder zu holen, aber wie erstaunte er, als er noch ein Bündel dabei fand. „Das nehme ich nicht, denn der es da hineingelegt hat, hätte das Meinige zuerst nehmen können“, sprach er. Wie er noch da stand, kam auch der andere, um seine Habe zu holen, und jeder ging darauf mit dem Seinigen ruhig nach Hause.

**Erhörte Bitte.** Eines Morgens, als der alte Fritz eben sein Pferd bestiegen, um auszureiten, umdrängte ihn eine Schar Bittsteller. „Gebt eure Sachen nur ab; ihr sollt alle Beiseid erhalten!“ rief er und wollte weiter reiten. Da bemerkte er einen Greis, der in einiger Entfernung stand, und als er sah, daß der König nicht annahm, sein Gesuch in die Tasche steckte und sich entfernen wollte. Das erregte Friedrichs Interesse für den Mann. Er winkte ihn herbei und fragte: „Wer ist Er?“ — „Ein Bauer aus Preußen!“ war die Antwort. — „Was will Er denn?“ — „Euer Majestät schön bitten, die Regie abzuschaffen; die bringt uns alle ums Brot!“ — „Was — was?“ — „Ja, wenn Euer Majestät das nicht tun, dann — ist es aus!“ — „Ei, warum nicht gar? Was hat Ihm denn die Regie getan?“ — „Sehr viel, Majestät, Wagen und Pferde hat sie mir genommen, weil ich Konterbande gefahren habe, ohne es zu wissen!“ — „Na, das wird Er schon gekostet haben!“ — „Wahr und wahrhaftig nicht! Ich habe es den Leuten von der Regie auch gesagt, aber die lehnen sich nicht daran. Mein Vieh ist nun weg, und wer mir mein Brot nimmt, der nimmt mir mein Leben!“ — „Na, hör' Er, Alter! das ist dummes Zeug, daß ich Seinetwegen die Regie abschaffen soll, das versteht Er denn doch nicht; aber ich will Seine Sache untersuchen lassen, und wenn Ihm geholfen werden kann, wird es bestimmt geschehen. Gebe Er Seine Eingabe nur an Stettin ab!“ — Noch an demselben Tage erhielt Friedrich den Befehl, dem armen Manne alles zurückzugeben, was man ihm genommen, und schrieb eigenhändig unter die deshalb erlassene Kabinettsorder: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu achten hat.“

## Gemeinnütziges

**Kartoffelschnee.** Schöne, weiße, mehlig Kartoffeln werden in Wasser mit Salz weich gelocht, abgeseigt und so lange noch gedämpft, bis sie zerfallen. Dann treibt man sie durch die Fleischmaschine auf eine erdweiche Schüssel und serviert die schöne, flockige Masse sofort zu jedem Braten.

**Stroh eignet sich schlecht zum Einbinden jüngerer Bäume;** die Strohspitzen werden unter einer solchen Hülle verweichlicht und den Baumschädlingen

wird darin ein willkommener Aufenthaltsort geboten.

**Mäuseplage.** Wer viel über auf seinem Bienenstand viel unter der Mauseplage zu leiden hat, dem empfehlen wir, statt des gewöhnlichen Kaffers oder verweilenden Speiseröhrstetes Brot in die Löcher zu legen. Das liebt die Mäuse über alles. Sie können sie da der Länge nach widerstecken.

**Palmen** sollten nicht ganz den Winter im geschützten Zimmer stehen. Man darf daher jetzt, nachdem regelmäßiges Heizen eingestellt ist, die Pflanzen in ein Kältezimmer bringen, wo nur und zu Wärme aus dem Kältezimmer einzieht. Auf diese Weise halten wir die Pflanzen frei von Ungeziefer.

**Fettflecke** beseitigt man von der Wäsche, indem man sie recht dick mit frischem Butter bestreicht, dieses vollständig darauf trocknen und dann vorsichtig abkratzt. Es hat die Eigenschaft, fettigen Teile an sich zu ziehen, ohne dadurch Fett und Stoff zu schaden.

**Farbenbrüher an Fensterseiden** beseitigt man durch Auftragen grüner Seife, die einige Stunden einwirken muß und dann abgewaschen wird. Man kann die Stellen auch mit Salzwasser einreiben und nach einiger Zeit mit wollenem Lappen abputzen. Ein weiteres Mittel besteht darin, daß man die Seide mit Terpentinöl bestreicht, das die Farbe etwas worauf mit Benzin ab- und mit lauem Wasser nachgerieben wird.

**Frostbeulen, die nicht offen sind,** lassen sich durch Umschläge aus Franzbranntwein fast immer beseitigen. Man trinkt eine Portion Wein mit dem Franzbranntwein und legt sie auf. Darüber kommt Guttaperchapapier und das Ganze wird durch eine Binde festgehalten. Abends wird die Umschläge gemacht und morgens wieder entfernt. Anfangs sind bei empfindlichen Patienten etwas schmerzhaft, aber die Haut gewöhnt sich schnell. Nach acht Tagen sind die Frostbeulen verschwunden.

### Rätselsprung.

|     |     |        |
|-----|-----|--------|
| ne  | rüd | ind    |
| ihm |     | selbst |
| zu  | eig | nen    |

|       |      |     |       |      |     |
|-------|------|-----|-------|------|-----|
| das   | men  | ver | nicht | win  | jet |
| steht |      | fin | zu    |      | ihm |
| sehen | leid | des | das   | wert | ge  |

|     |       |      |
|-----|-------|------|
| nen | schei | aus  |
| aus |       | glüd |
| nes | führt | ren  |

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silberträgers: 1) Labiau. 2) Obin. 3) Roland. 4) Trapez. 5) Zorn. 6) Islam. 7) Nehem. 8) Galeero. 9) Gafar. 10) Zunderbamm. 11) Alabama. 12) 13) Robin. Korping — Gaor und Zimmermann. — Des Silberträgers: 1) dankbare steht auf der höchsten Stufe menschlicher Verdienste.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.